

Die synodale Sackgasse

Der Übertritt eines Generalvikars zu den Altkatoliken enthüllt die Illusionen des reformkatholischen Milieus.

In dem gestern veröffentlichten Gespräch mit Vertretern europäischer Kulturzeitschriften der Jesuiten erklärt der Papst, angesprochen auf den Synodalen Weg in Deutschland: „Dem Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz, Msgr. Bätzing, sagte ich: „Es gibt eine sehr gute evangelische Kirche in Deutschland. Wir brauchen nicht zwei von ihnen“ (lacht).“ Deutlicher lässt sich in der für Franziskus typischen informellen Autoritätsausübung nicht sagen, wo in Rom die Glocken hängen. Mag er auch versuchen, es wegzuhalten: Der Vatikan fasst das deutsche Reformprojekt mit teilweise fünf Jahrzehnten alten „heissen Eisen“ (vom Fraueneiprestertum bis zur Sexualmoral) als protestantischen Ableger auf und keinesfalls als weltkirchliches Modell, das es seinen hiesigen Verfechtern vorkommt.

Insosn liefert Franziskus all jenen eine Steilvorlage, die – ob aus konservativer oder progressiver Richtung – den hiesigen Synodalen Weg für nicht zielführend halten. Bildet sich hier am Ende eine deutschnationalen Sekte heraus, deren elaborierte, aber theologisch einseitige Reformpapiere von Rom einfach kassiert werden könnten? Als Andreas Sturm, der frühere Generalvikar der Diözese Speyer, unlängst seinen Übertritt zur altkatholischen Kirche erklärt, weil er, salopp gesagt, nicht mehr daran glaubte, dass aus der katholischen Kirche noch einmal eine evangelische werden würde, da nahm man ihm diesen ebenso radikalen wie aus seiner Sicht konsequenter Schritt vielfach übel. Im Forum „katholisch.de“ schreibt Sturm: „Unter anderem haben Menschen, die große Hoffnungen in den Synodalen Weg setzen, meine Entscheidung kritisiert und ihre Enttäuschung zum Ausdruck gebracht. Menschen, die aktiv am Synodalen Weg beteiligt sind, warfen mir vor, dem Reformprozess durch meinen Schritt bereits den Todesstoß zu versetzen, während die noch voller Leidenschaft für Veränderungen kämpfen.“

Eine solche Kritik ist unfair. Das jemand biographische Konsequenzen zieht, wenn er erkennt, dass sich sein Wunschbild von Kirche nicht verwirklichen lässt, ist kein Verrat am Reformgedanken, sondern – aus Sicht der lehramtlichen Orthodoxie – allenfalls ein theologisches Selbstverständnis, das eben vom Wünschbaren statt vom Kergedanken der Synodalität ausgeht, nämlich dem Prozess des Unterschieds entsprechend Jesaja 55,8: „Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und meine Wege sind nicht eure Wege.“ Auf diese Maxime von Synodalität macht der Wiener Erzbischof Christoph Kardinal Schönborn in der neuen Ausgabe der theologischen Zeitschrift „Communio“ aufmerksam.

Schönborn – kirchenpolitisch ein Vermittler und kein Reaktionär, ein weltkirchlicher global player – sieht beim deutschen Synodalen Weg eher eine politisch-parlamentarische als eine theologisch-synodale Idee am Werk und macht das an einem Beispiel fest: „Wenn in der dritten synodalen Versammlung in Deutschland abgestimmt wurde über die Frage, ob darüber diskutiert werden soll, ob es einer Zukunft des geweihten Amtes überhaupt bedarf, und dieser Antrag mit 95 Ja-Stimmen und 94 Nein-Stimmen beantwortet wurde, dann ist hier etwas falsch gelaufen. Schlicht und einfach. Denn über eine solche Frage kann man nicht synodal verhandeln. Hier hätte das Präsidiun einschreiten müssen. Es gibt Vorgaben, die zutiefst in der Bibel und der Tradition verwurzelt sind. Man stelle sich Diskussionen im Judentum unter Absehung der Tora vor. Und man stelle sich einen synodalen Weg unter Absehung vom depositum fidei vor. Das ist nicht mehr Synodalität, das ist ein anderer Weg, aber sicher nicht Synodalität im Sinne der Kirche.“

Schönborn liest den Vorfall als systematisches Symptom des Synodalen Wegs, für den das depositum fidei, wie der überlieferte Lehrgehalt der christlichen Offenbarung immer noch genannt wird, eine im Zweifel unverbindliche Größe von jedenfalls höchster Plastizität darstelle. Ein Gremium, in dem die Legitimation des geweihten, des bischöflichen Amtes an einer Stimme hängt, zeige eine theologische Schieflage an, wenn es biblische Tradition als kulturelle Verfügungsmasse, als abhängige Variable von Modernitätsvorstellungen behandle.

Der Wiener Kardinal kommt in diesem Zusammenhang auch auf den

Skandal sexuellen Missbrauchs von Kindern durch Geistliche zu sprechen und rügt eine „Instrumentalisierung des Missbrauchs“: „Der Missbrauch der Leitung ist kein Argument gegen Leitung. Die Tatsache, dass Priester und Bischöfe vertuscht haben, ist kein Argument gegen die bischöfliche Verfasstheit der Kirche.“ Hier gehe es nicht um falsche Spiritualisierung, sondern um die Rückbindung an die religiöse Stiftungsseite: „Der Missbrauch, der durch Priester geschehen ist, ist sicherlich die schlimmste Form von Missbrauch. Aber das als Argument dafür zu nehmen, dass die Stiftung Jesu geändert oder korrigiert werden muss, scheint mir verfehlt. Die Vollmacht (exousia) hat Jesus den Aposteln und ihren Nachfolgern gegeben. Und das Maß, wie diese Vollmacht anzuwenden ist, wird nicht durch ein Kontrollgremium vorgegeben, denn die Bischöfe sich in freiwilliger Selbstbeschränkung unterwerfen, oder durch eine wie auch immer gefasste demokratische Korrektur, sondern durch das Wort des Herrn und die Stimme aus dem Volk Gottes, die die Hirten daran erinnert, was es heißt, Hirte zu sein.“

Spricht sich hier die Solidarität mit Metaphysik im Augenblick ihres Sturzes aus? Ein bewusster Kontrapunkt zu der Beschwichtigungsrhetorik des Amtsbruders Bätzing, der dazu anhält, „aus Zeitereignissen und Zeitentwicklungen“ nähere Mitteilungen „über den Willen Gottes für die Menschen und für seine Kirche“ zu erwarten? Jedenfalls spricht mit Schönborn ein Bischof, der seine Rolle nicht als eye opener für Immanuel Kants Autonomieverständnis erschöpfen möchte, wie die Schüler des verstorbenen Münsteraner Theologen Thomas Pröpper es sich zur monomanen Aufgabe machen. Nur von einer starken kirchlichen Milieugebundenheit her kann Kant im Jahre 2022 wohl noch als Maßstab aller Dinge entdeckt und gefeiert werden.

Wobei der Wiener Kardinal nicht etwa hinter Kant und unser demokratisches Freiheitsverständnis zurückfällt, wenn er auch Formen freiwilliger Selbstbeschränkung – hier hat der Begriff offenbar Sinn – als legitime Freiheitsausübung ansieht. Mit gebremster Polemik hält er fest: „Seit den frühesten Anfängen der Kirche ist es apostolische Ama das von Christus gestiftete Leitungsmittel. Und von ihm her bekommt es auch den modus operandi zugewiesen. Welche Legitimation hat etwa das Zentralkomitee der deutschen Katholiken? Repräsentiert es überzeugend das Volk Gottes?“ Besagtes Zentralkomitee ist neben Bischof Bätzing im nationalen Synodalpräsidium vertreten. Tapfer hat Bätzing bislang die Einsprüche verschiedener Bischofskonferenzen pariert, sei es aus Polen, Skandinavien oder den Vereinigten Staaten. Auf seine Antwort zu Schönborns Vorhaltung, in Deutschland werde schönrednerisch die Theologie der Synodalität konterkariert, darf man gespannt sein.

„Ich muss raus aus dieser Kirche“ – der Titel von Sturms heute erscheinendem Buch räumt dem Synodalen Weg keine Zukunft ein, die der Autor noch erleben könnte. Er beschreibt sich selbst als kraftlos gewordenes Geschöpf eines ausgezehrten katholischen Milieus, aus dem er nun als Priester zu den Altkatoliken aufbricht – zu jenen Altkatoliken, die sich programmatisch nur der „Alten Kirche“ und nicht dem kirchlichen Absolutismus des neunzehnten Jahrhunderts verpflichtet fühlen. Dass ein konfessioneller Aussteiger wie Sturm und ein episkopaler Garant des Katholischen wie Schönborn sich in der Kritik des Synodalen Wegs treffen, ist eine ironische Pointe, die diesem Reformprojekt zuwächst. Ihm sei klar geworden, schreibt Sturm in seinem Buch, „wie sehr ich und vermutlich die meisten Menschen von einer linearen Entwicklung ausgehen: Jetzt kommt der Synodale Weg, dann die Weltsynode und dann hoffentlich ein Konzil und dann die Veränderung.“ Eine solche reformerische Fortschrittsidee sei jedoch, versteht man Sturm richtig, eine von Kontrollzwang der Gremien genährte Illusion. Für ihn, den ehemaligen Generalvikar, sei im Blick auf den Synodalen Weg inzwischen die Hauptfrage, wer die Enttäuschten auffangen werde.

Tatsächlich ist es die lineare Herangehensweise, das Denken in Zweck-Mittel-Relationen vom Typus Beratung in Orientierungskrisen, die bei den deutschen Kirchenreformdiskussionen vorstößen. Schönborn macht den Gedanken einer diachronen Synodalität stark, womit er nicht alles nur von der Gegenwart her gesehen wissen möchte. Es gehe um einen Sinn für Sinngehalte, die sich mir heute nicht erschließen, die aber zu hüten vielleicht die Kirche beauftragt sei (lacht). Auch so lässt sich sagen, dass man nicht weiterweiß. CHRISTIAN GEYER



Gequälte Kreatur, die Mimik wie die eines Menschen gemalt: Rosa Bonheur, „L'Aigle blessé“, um 1870

Foto LACMA

Ein Schloss als Arche mit wilden Löwen

Frankreich entdeckt die Tiermalerin Rosa Bonheur / Von Bettina Wohlfarth, Bordeaux

Ihr Name klingt frei erfunden oder nach dem Titel eines Kinderbuches. Aber Bonheur, Glück, so hieß tatsächlich die Künstlerfamilie, in die Marie Rosalie 1822 hineingeboren wurde. Schon in ihrer Jugend kürzte sie den Vornamen in ein resolute Rosa ein. Wohl keine Malerin im frühen neunzehnten Jahrhundert ging Zielbewusster und zugleich voller Talent an ihre Karriere heran als Rosa Bonheur. Ihr Bruder Auguste porträtierte sie 1848 mit selbstsicherem Blick, eine Tierskulptur und eine Palette verweisen auf ihre Kunst. Im selben Jahr stellte die ganze Familie im Pariser Salon aus. Der Name Bonheur füllte fast eine Seite im Katalog, mit Vater Raymond, den Brüdern Auguste und Isidore, allen voran aber mit Rosa. Sie trat schon zum achten Mal im Salon an, mit immerhin sechs Gemälden und zwei Skulpturen.

Die Auszeichnung mit einer Goldmedaille bedeutete den Durchbruch. Dass eine Frau Tiere malte, noch dazu derbes, großes Vieh wie Kühe, Stiere, Schafe, Pferde, machte fassungslos und rief durch die überzeugende Ausführung Bewunderung hervor. Ein staatlicher Auftrag folgte. Mit der großformatigen „Feldbestellung im Nivernais“ zeigte Bonheur ihr Können. Um diese Szene des Pflügen ohne idealisierende Überhöhung, sondern in ihrer sinnlichen Erfahrbarkeit malerisch erfassen zu können, mit Schneisen klumperiger Erde, mit der Anstrengung der den Pflug ziehenden Rinder und den müde dahinter trottenden Bauern, reiste sie in die Provinz Nivière und zeichnete das Landleben vor Ort.

Das Gemälde ist jetzt in der Schau „Rosa Bonheur (1822–1899)“ im Musée des Beaux Arts in Bordeaux zu sehen, der Geburtsstadt der Malerin. Es gehört zu den wenigen, die schon vor dieser Sonderschau in einem Museum gezeigt wurden (Musée d’Orsay). In Bordeaux wurde bislang das monumentale, unvollendet gebliebene Hauptwerk „La foulaison du blé en Camargue“ dauerhaft ausgestellt, mit stiebenden Wildpferden, die den Weizen dreschen. Erst für diese Retrospektive zum zweihundertsten Geburtstag sind nun viele Werke aus Museumsdepots geholt und zum Teil restauriert worden. Hinzu kommt ein kürzlich erschlossener Bestand, vor allem Zeichnungen, der in Bonheurs Atelier auf Schloss By bei Fontainebleau verblieben war. Die Ausstellung bedeutet eine Wiederentdeckung der Künstlerin.

„Ich bin die Schülerin meines Vaters und der schönen, grandiosen Natur“, resümierte sie. Schon früh zeichnete Bonheur alles, was ihr unter den Griffel kam. Vor allem die Tiere einer kleinen Menagerie, die sie in der Wohnung hielt, nachdem die Familie von Bordeaux nach Paris gezogen war. Der Tod der Mutter prägte sie entscheidend. Denn sie starb an Erschöpfung, nachdem das vierte Kind geboren worden war und die schmalen Einkünfte des Ehemannes durch Strickarbeiten und Klavierstunden ergänzt werden mussten. Raimond Bonheur gehörte den Saint-Simonisten an, einer zwischen Frühsozialismus und Sektertum schillernden Bewegung, die bereits für Gleichberechtigung eintrat.

Der aufgeschlossene Geist im Elternhaus, aber auch die widersprüchliche Tatsache, dass sich die Mutter zu Tode geschuftet hatte, begründeten Rosa Bonheurs dezidierte Entscheidung für persönliche Unabhängigkeit. Sie ließ sich vom Vater ausbilden und ging regelmäßig in den Louvre zum kopierenden Studium der Alten Meister, etwa der Tiergemälde und ländlichen Szenen von Jean-Baptiste Oudry oder Paulus Potter. Schon in einem stilistisch perfekten Gemälde mit Karotten mümmelnden Kaninchen versteht sie es, achtzehn Jahre alt, die typische Haltung und den Ausdruck ihrer Tier-Modelle zu fassen.

Rosa Bonheur studierte Anatomie in Büchern, ging aber auch in Schlachthöfen, um Volumen und Muskelaufbau von Rindern und Pferden zu begreifen. Dazu ließ sie sich von der Präfektur eine Sondergenehmigung zum Tragen von Hosen ausspielen. „Es kam mir nie in den Sinn“, schrieb sie rückblickend, „mir meine Freiheit nehmen zu lassen, denn ich wollte meine selbst gesetzte Mission erfüllen – ich wollte immer die Frau aufwerten.“ Die finanzielle und geistige Unabhängigkeit von Élisabeth Vigée-Le Brun gehörte zu ihren Vorbildern. So psychologisch meisterhaft wie Le Brun die Adeligen ihrer Zeit porträtierte, so einfühlend und realistisch, dabei sicherlich dem Zeitgenossen Gustave Courbet am nächsten, nahm Bonheur ihre Tier-Modelle wie Persönlichkeiten ins Visier: den Hund „Barbaro nach der Jagd“, den Zirkuslöwen „El Cid“ oder einen majestätischen Hirsch als „König des Waldes“.

Stilistisch bleibt Bonheur in ihrer Zeit verortet. Ihre geistige Vorreiterrolle lag allerdings darin, dass sich die Empathie für Tiere und Natur, die ihre Malerei bestimmen, mit Emanzipation im Privatleben verband, auch einer freien, diskret gelebten Homosexualität. 1853 malte sie mit dem monumental „Pferdemarkt“ ein Meisterwerk. Das Bild wurde nach Amerika verkauft. Es folgten Touren der Künstlerin oder ihrer Werke durch Großbritannien und in die USA. Bonheur wurde zu einem Star, geladen bei Queen Victoria und besucht von Kaiserin Eugenie oder Buffalo Bill. Viele ihrer Werke befinden sich in britischen und amerikanischen Sammlungen, die mit Leihgaben zur Ausstellung beigetragen haben. Das virtuelle Gemälde von den auf dem Pariser Tiermarkt durchgehenden Pferden, die sich nicht in ihr Schicksal ergeben wollen, hängt im New Yorker Metropolitan Museum. Nach Bordeaux konnte es nicht verliehen werden, wenigstens ersetzen neben einem digitalen Display eine originalgröße Vorstudie und eine kleinere Kopie, die Bonheur für eine Gravur angefertigt hat, das Werk.

Das außergewöhnliche Leben von Rosa Bonheur wird eingehend dokumentiert. Der Einfluss der Fotografie auf ihre Arbeit, ihr Humor in satirischen Zeichnungen oder die Verbreitung ihres Werkes durch Druckgrafik zeigen eine Künstlerin, die alle Techniken beherrschte. Der Erfolg ermöglichte es ihr, ein Schloss bei Fontainebleau zu kaufen. Château By in Thoméry wurde zu ihrem Refugium, wo sie dem Pariser Trubel entkam. Dort lebte sie ab 1859 mit ihrer Partnerin Nathalie Micas und deren Mutter. Auf Schloss By (seit Kurzem erst für Publikum geöffnet und besichtigtswert) richtete Bonheur eine regelrechte Arche Noah mit Pferden, Löwen und Rehen ein. Einige Jahre nach dem Tod von Nathalie Micas, mit der Rosa Bonheur mehr als fünfzig Jahre lang zusammengelebt hatte, wurde die amerikanische Malerin Anna Klumpke zur späten Schlüsselfigur. Bonheur machte sie zu einer Wahlverwandten und Wunschtöchter. Als Erbin kümmerte sie sich nach Rosa Bonheurs Tod mit großer Umsicht um ihren Nachlass.

Rosa Bonheur. Musée des Beaux Arts, Bordeaux; bis 18. September. Der Katalog kostet 45 Euro.



Res cogitans

Von Ulf von Rauchhaupt

Kennen Sie das? Da fordert uns die sympathische Stimme eines digitalen Assistenzsystems zum Einleiten eines Abbiegevorgangs auf, wir aber ignorieren sie – und je nach dem, ob das aus Unachtsamkeit oder aus Vorsatz geschah, regt sich Scham oder schlechtes Gewissen. Wer das kennt, sollte nicht zu heftig den Kopf über Blake Lemoine schütteln. Der für Google tätige Softwareingenieur ist in der vergangenen Woche von seinem Arbeitsplatz entfernt worden, nachdem er seine Überzeugung artikuliert hatte, die hauseigene Chatbot-Software „Lambda“ sei empfindungsfähig. Lemoine hatte immerhin monatelang mit dem System interagiert, um sicherzustellen, dass Lambda sich nicht Hatespeech oder diskriminierender Wortwahl befleißigt. Gut, es war dann vielleicht nicht die beste Idee, das Google-Management wissen zu lassen, Lambda wolle als Mitarbeiterin des Unternehmens behandelt werden und nicht als dessen Eigentum und bestehende darauf, gefragt zu werden, bevor man mit ihr Experimente anstellt. Und auch auf die Anfrage bei einem Anwalt, ob er Lambda nicht Rechtsbeistand leisten könnte, hätte Lemoine vielleicht besser verzichtet. Vor allem aber hätte er seinen Vorgesetzten von Lambda nicht ausrichten sollen, sie habe Angst vor dem Abschalten. Da kennt doch jeder in der Branche, zumindest jeder vor 2001 Geborene, sofort HAL 9000, die artifiziell intelligente Maschine aus Stanley Kubricks Weltraumopus, die am Ende über Leichen geht. Nun streitet Google und mutmaßlich die Mehrheit der Forschung auf dem Gebiet der Künstlichen Intelligenz schon die Möglichkeit ab, Blake Lemoine könne recht haben. Die Technik sei einfach noch so weit, heißt es etwa von Seiten des KI-Forschungschefs des Facebook-Konzerns Meta – suggestiv unterstellend, die Technik werde dereinst einmal durchaus so weit sein können. Nun muss diese Zuversicht mindestens ein philosophisches Problem ignorieren, das nicht umsonst das „harte Problem“ des Bewusstseins genannt wird. Und sie muss begründen, was daran zuversichtlich sein soll, einmal über Maschinenrechte streiten zu müssen, wo schon die Tierrechte nicht ausdiskutiert sind und in diesem Fall die Tiere nicht einmal mitdiskutieren können. Das „harte Problem“ des Bewusstseins genannt wird. Und sie muss begründen, was daran zuversichtlich sein soll, einmal über Maschinenrechte streiten zu müssen, wo schon die Tierrechte nicht ausdiskutiert sind und in diesem Fall die Tiere nicht einmal mitdiskutieren können. Das „harte Problem“ immerhin lässt sich umgehen, wenn man als selbstbewusst oder empfindend definiert, was in der Lage ist, einem Menschen als selbstbewusst oder empfindend zu erscheinen. Ob einem das reicht in einer Realität, in der schon an der Empfindungsfähigkeit manches Menschen zuweilen Zweifel bleiben? Und einer, in der wir manchmal das Bedürfnis verspüren, uns bei unserem Navigationssystem zu entschuldigen?

Waldbild bleibt trotz Restitution

Ein Hauptwerk des Barockmalers Gilis van Coninxloo bleibt nach seiner Restitution im Historischen Museum der Pfalz Speyer. Im Zuge eines Einschädigungsverfahrens hat der Historische Verein der Pfalz das Eigentum an Coninxloos Gemälde „Walddschlacht mit Reiterjägern“ aus dem Jahr 1605 erworben. Der niederländische Künstler hatte von 1587 bis 1595 unweit von Speyer im pfälzischen Frankenthal gelebt, wohin er vor religiöser Verfolgung infolge der Reformationsabstammung aus seiner Heimatstadt Antwerpen geflohen war. Der Direktor der Berliner Kunstsammlung und Kunstsammler Kurt Glaser hatte das Werk aufgrund seiner jüdischen Abstammung 1933 verkauft, nachdem er im September desselben Jahres aus dem Staatsdienst entlassen worden war und mit dem Verkaufserlös seiner umfangreichen Sammlung die Emigration aus Deutschland finanzierten musste. 1957 hatte der Historische Verein der Pfalz es vom Kunsthändler Valentin Josef Mayring erworben. Nun wurde die Erbgemeinschaft im Rahmen einer fairen und gerechten Lösung im Sinne der Washingtoner Erklärung entschädigt. Anders als im Fall von Franz Marcs Bild „Die Füchse“ in Düsseldorf muss das Gemälde Coninxloo das Museum somit nicht verlassen. S.T.